

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 11

Artikel: Der Nationalstaat ist nicht überlebt : mehr Standardisierung erfordert mehr Gegengewichte
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Nationalstaat ist

Von Adolf Guggenbühl

Standardisierung ist der Technik höchstes Gebot. In ihrem Bereich ist alles gleichgeschaltet. Wo sie unumschränkt herrscht, verschwindet die nationale Eigenart und die Vielfalt von Staaten verliert damit weitgehend ihren Sinn. Es liegt im Wesen der Technik, daß sie zu Großräumen drängt. Nationale Verschiedenheiten sind für sie Hindernisse.

Fluch und Segen der Technik

Es ist keine Frage, daß die Auswirkungen der Technik das Leben der Menschen auf der ganzen Welt grundlegend verändert haben. Besucht man heute irgendwo in Europa einen lokalen Markt, so findet man nur noch wenige Dinge, die für das betreffende Land typisch sind. Selbst verhältnismäßig unentwickelte Gebiete wie zum Beispiel Nordafrika sind von dieser Gleichschaltung erfaßt worden. Vor 35 Jahren brachte ich mehrere Monate in Tunesien zu. Was dort auf dem Markt zu kaufen war, bestand fast ausschließlich aus Erzeugnissen des lokalen Kunsthandwerks. Heute sind auch auf jenen Märkten die herrlichen Tongefäße durch Blechkanister, die getriebenen Kupferbretter durch solche aus Plastik verdrängt. Daneben findet man die üblichen internationalen Standardwaren: Kugelschreiber, Büchsenöffner, Rasierapparate.

Besonders eindrücklich ist die Gleichschaltung auf den Flugplätzen. Bei Zwischenlandungen hat man Mühe, herauszufinden, wo man sich befindet. Die Flugplätze sehen überall gleich aus. Die Maschinen sind gleich, die Gebäude sind gleich, das Bodenpersonal ist gleich angezogen, und sogar die Hostessen gleichen sich zum Verwechseln. Sie tragen ähnliche Uniform, ähnliche Frisur und ähnliches Lächeln.

Die Schweiz ist von der technikbedingten internationalen Gleichschaltung in besonderem Maße erfaßt worden. Das Bild der Heimat, das wir noch in uns tragen und das wir auch den Ausländern durch die Verkehrspropaganda vermitteln, stimmt schon lange nicht mehr, vor allem nicht im schweizerischen Mittelland.

Wie sehr die Technik lokale Eigenart aufhebt, dafür bietet die Einrichtung der Postleitzahlen ein typisches Beispiel. Lebendige geographische Vorstellungen werden durch eine abstrakte Zahl ersetzt. Bis jetzt wußte man, daß Keßwil ein Dorf im Kanton Thurgau und Feldis eine Ortschaft im Kanton Graubünden ist. Der Name dieser Siedlungen war verbunden mit dem Kanton, zu dem sie gehörten. Heute heißt die Adresse «8593 Keßwil» und «7499 Feldis». Dadurch wurde die Bedeutung der Kantone abgewertet.

Die Einrichtung der Postleitzahlen war offenbar wegen des ständig zunehmenden Postverkehrs nicht zu umgehen. Vermeidbar wäre hingegen eine Lösung gewesen, welche die Telephonverwaltung getroffen hat, indem sie aus organisatorischen Gründen bei der Aufteilung der Ortschaften auf die einzelnen Telephonbücher in vielen Fällen die Kantongrenzen einfach ignorierte.

Es geht mir nicht darum, die Technik als solche schlecht zu machen.



Illustration Fernand Monnier



nfangs September erscheint ein umfassendes Buch von Dr. Adolf Guggenbühl: «Die Schweizer sind anders – Die Erhaltung der Eigenart, eine Frage der nationalen Existenz». Der Autor, der mit Dr. Fortunat Huber zusammen den Schweizer Spiegel gegründet und 37 Jahre lang geleitet hat, kennzeich-



nicht überlebt

Mehr Standardisierung erfordert mehr Gegengewichte

Wir verdanken ihr neben allgemein zivilisatorischen Errungenschaften auch wesentliche Grundlagen für eine bessere Gestaltung des individuellen Lebens.

Zur Zeit unserer Großväter und Urgroßväter gab es viele Menschen, welche glaubten, die Maschine werde die Erde zum Paradies machen. Diese Blütträume sind nicht in Erfüllung gegangen, aber ein großes Ziel hat die Technik doch erreicht: die Überwindung der Armut.

In der vor einiger Zeit erschienenen ausgezeichneten schweizerischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Albert Hauser lesen wir, daß noch im Jahre 1830 ein Arbeiter über zwei Stunden arbeiten mußte, um ein Pfund Brot kaufen zu können. Heute beträgt der entsprechende Arbeitsaufwand nur wenige Minuten. Die Sorge um das tägliche Brot im buchstäblichen Sinne des Wortes quälte damals große Teile der Bevölkerung. In vielen Familien weinten die Kinder Abend für Abend, weil sie hungrig ins Bett mußten.

Es schneielet, es beielet,
Es gaat en chüele Wind,
Und häsch es Stückli Broot im Sack,
So gibts emen aarme Chind.

Dieser alte Kindervers hat keine Gültigkeit mehr. Man hätte heute in den meisten Schulhäusern in der Schweiz Mühe, ein armes Kind zu finden, das aufjubelte, wenn man ihm ein Stückchen Brot schenkte.

Aber nicht nur von der Armut, auch vom Frondienst hat die Maschine die Menschen weitgehend befreit. Es ist unvorstellbar, wieviel mechanische, fürchterlich langweilige Arbeit die Menschen früher verrichten mußten, Arbeit, die Leib und Seele zermürbte. Die Tretmühlen, diese entsetzlichen Räder, die statt durch Wasserkraft durch Menschen in Bewegung gesetzt wurden, waren tatsächlich vorhanden.

Zwar ist es wahr, daß die Technik manche interessante handwerkliche Tätigkeit verdrängt und durch langweilige Arbeit an der Maschine ersetzt hat. Doch in noch größerem Maße befreite sie den Menschen von langweiliger Arbeit. Die Automation, die gegenwärtig ihren Siegeszug antritt, wird diese Entwicklung noch beschleunigen.

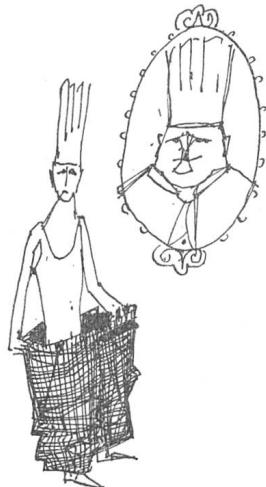
Die Technisierung der Welt brachte trotz allen Nachteilen großen Segen. Wenn sogenannte unterentwickelte Länder danach trachten, sich möglichst rasch zu technisieren, so haben sie recht. Selbstverständlich ist ein vorsintflutlicher Pflug, gezogen von zwei Ochsen, die ein Joch tragen, malerischer als ein Traktor. Wenn aber die Landwirtschaftsmethoden eines Landes so rückständig sind, daß zu wenig produziert wird und infolgedessen Tausende oder Millionen an Unterernährung sterben, so ist diesen Völkern nicht zuzumuten, die alten Zustände beizubehalten, nur damit ein paar europäische Touristen interessante Farbfilme drehen können. – Das gilt in gewisser Weise auch für unsere Bergbauern.

Es ist also gewiß nicht daran zu denken, wieder Zustände einführen zu wollen, wie sie im vortechnischen Zeitalter bestanden.

net sein Werk wie folgt: «Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich mit den Problemen der schweizerischen Eigenständigkeit auseinandergesetzt. Das vorliegende Buch stellt einen Versuch dar, das Ergebnis meiner Bemühungen zusammenzufassen.» Der hier folgende Artikel ist dem letzten Kapitel entnommen.
Red.

WIMMERICKS

Von Karl Güntzel
Illustration Toni Businger



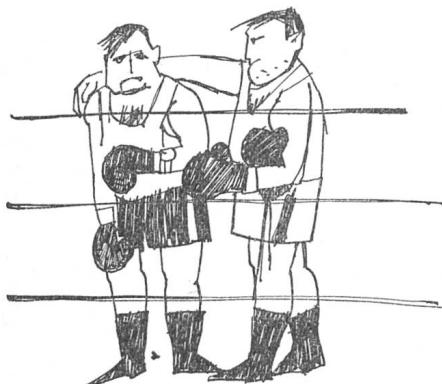
Da war ein Hotelkoch in Frick

der war nur tagsüber so dick. —

Denn nachts, im Privathaus,

da liess er die Luft raus. —

Das war sein geschäftlicher Trick.



Es schlug da ein Boxer in Muri

seinem Gegner die goldene Uhr i.

Und als dann die Uhr brach,

trat er zu ihm und sprach:

«Wie ich das bedaure, Herr Flury.»

Der Nationalstaat

Gegengewichte

Es steht außer Frage, daß der Siegeszug der Technik noch lange nicht beendet ist, und daß er immer weitere Lebensgebiete erfassen wird. Und doch wird immer deutlicher eine Erscheinung wirksam, die man im heutigen Trend-Denken oft übersieht: die Polarität. Der Mensch sucht das Gleichgewicht. Auf jede extreme Entwicklung reagiert er mit einem Unbehagen. So geht es auch mit der Technisierung des Lebens.

Die Gegenbewegung hat schon im letzten Jahrhundert eingesetzt, ging stetig weiter und hat sich in den letzten Jahren besonders im Bereich des Ästhetischen deutlich verstärkt. Es zeigen sich immer mehr Erscheinungen, die Ausdruck der Sehnsucht sind, ein Gegengewicht gegen die Technik zu schaffen.

Je raffinierter die Gas- und Elektroherde werden, desto mehr wächst das Bedürfnis, eine Wurst oder ein Entrecôte am offenen Feuer zu braten. Wer es vermag, leistet sich zwei Cheminées, eines im Wohnraum und eines im Garten. Man schätzt sie nicht nur als Bratstellen, sondern auch als Spender einer «natürlichen» Wärme, und man liebt es, das Knistern zu hören und in die Flammen zu schauen.

Auch die «Do-it-yourself»-Bewegung gehört in diesen Zusammenhang. Dieses Basteln im großen Stil hat vor allem in den Vereinigten Staaten einen ungeheuren Aufschwung genommen. Die Amerikaner und Amerikanerinnen malen ihre Holzhäuser außen und vor allem innen gern selbst an. Neuerdings sind viele dazu übergegangen, kleinere Ferienhäuser selbst zu bauen oder wenigstens einzelne Möbel selbst herzustellen. Man sieht hochbezahlte Bankdirektoren, die sich in ihrer Freizeit mit Säge und Axt abmühen, einen Stuhl zu zimmern, der vermutlich weniger bequem ist und – nach Arbeitsstunden berechnet – viel teurer als die meisten Maschinenprodukte der Möbelgeschäfte. Aber es geht diesen Leuten ja gar nicht darum, Ersparnisse zu machen. Es geht ihnen darum, mit ihren eigenen Händen etwas zu erzeugen, so wie es bei uns gut situierte Frauen gibt, die ihre Kleiderstoffe selber weben.

Als im 19. Jahrhundert die Webmaschinen aufkamen, glaubte man, es sei nur eine Frage der Zeit, bis die Handweberei vollständig verschwunden sei. Die Maschine konnte diese Arbeit ja viel billiger und besser besorgen. Aber das Handweben ist nicht verschwunden, so wenig wie das Handsticken. Die Stickkurse des schweizerischen Heimatwerkes weisen einen außerordentlichen Andrang auf. Ja, in der ganzen technisierten Welt wird wieder viel mehr von Hand gestickt, nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern. In England ist die Anfertigung von Petit-point-Arbeiten schon lange eine Lieblingsbeschäftigung pensionierter Offiziere.

In gewissen Straßen unserer Städte schießen die Boutiquen wie Pilze aus dem Boden. Sicher nicht alle machen gute Geschäfte, aber sie entsprechen doch einem echten Bedürfnis, weshalb sie auch gelegentlich in Warenhäusern eine Sonderabteilung bilden. Was ist eine Boutique? Ein Laden, der es vermeidet, standardisierte Massenware anzubieten, der kunst-

gewerbliche Gegenstände verkauft, die Einzelanfertigungen sind oder von denen nur wenige Exemplare existieren.

Und man kauft immer mehr Antiquitäten – zum großen Teil deshalb, weil sie aus einer vortechnischen Epoche stammen, weil es sich um handwerkliche Einzelstücke handelt. Von vielen Käufern werden primitiv gearbeitete, ländliche Möbel besonders bevorzugt, zum Beispiel Truhen aus ungehobelten Brettern, die mit der Axt hergerichtet wurden.

Wieder sind es oft sogenannte Manager, Männer, die kommerziell und technisch durchrationalisierten Betrieben vorstehen, die ein besonderes Bedürfnis empfinden, sich zu Hause mit urtümlichen Gegenständen zu umgeben.

Es ist kein Zufall, daß heute Bilder bekannter Maler Erlöse erzielen, die man früher nicht für möglich gehalten hätte. Unter allen von Menschen geschaffenen Werken sind Kunstwerke die «untechnischsten». Sie lassen sich nicht fabrizieren. Jedes einzelne ist schlechthin einmalig, unaustauschbar, unvertretbar. Aus eben diesem Grunde ist der Mensch in der Welt der standardisierten Gegenstände bereit, für große Kunstwerke höchste Preise zu bezahlen.

Das Ausgleichsbedürfnis schafft aber auch Grenzen der Standardisierung bei technischen und halbtechnischen Produkten, vor allem bei Konsumgütern. Der heutige Mensch lehnt auf vielen Gebieten eine weitgehende Standardisierung ab. Er will sich abgrenzen von anderen Menschen, der anderen Generation, andern Ländern. Wieviel billiger würden zum Beispiel Bodenbeläge, wenn man sich auf ganz wenige Farben beschränken könnte. Aber der Konsument will nicht. Er will Auswahl.

Um diesem Bedürfnis zu entsprechen, waren die Warenhäuser gezwungen, ihr Sortiment außerordentlich zu vergrößern. Ursprünglich hatten aber alle Fachleute die Aufgabe des Warenhauses darin gesehen, eine kleine Auswahl standardisierter Massenartikel zu entsprechend billigen Preisen zu führen.

Auch die Mode, die ja ihrem Wesen nach antitechnisch, antiwirtschaftlich, irrational ist, erweitert ständig ihr Wirkungsgebiet und unterwirft sich sogar Bereiche des Technischen. Für Henry Ford war es noch selbstverständlich, daß sich die ungeheuren Kosten eines neuen Modells nur dann rechtfertigen, wenn wirklich wesentliche Verbesserungen erzielt worden waren. Von dieser Einstellung mußten die Automobilfabrikanten unter dem Druck der Käuferschaft abgehen. Form und Farbe der Automobile sind Gegenstand der Mode geworden.

Die Welt des Schönen, des Ästhetischen in der weitesten Bedeutung des Wortes, bildet eines der wirksamsten Gegengewichte zum Technisch-Wirtschaftlichen. Im Interesse des Gleichgewichts ist deshalb in unserer Zivilisation eine Hinwendung zum Schönen besonders nötig, und zwar nicht nur zu Bildern und schönen Gegenständen. Es geht um die ganze Lebensgestaltung. Gelingt es, der ästhetischen Seite des Lebens wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, dann wird damit eine Gegenkraft zu den gleichschaltenden Einflüssen der Technik in Bewegung gesetzt.

WOHER KOMMT DIESES WORT

Schaffhauserisch «Hage»

Von Jost Kirchgraber

Sind Sie einmal bei Schaffhauser – über den Sonntag oder so – zu Besuch, so kann Ihnen folgendes passieren: Die Gastgeber schlagen Ihnen vor, weil es ein so schöner Tag sei, eine Wanderung auf den «Hage» zu unternehmen. Erfreut stimmen Sie zu. Man bricht auf, und Sie sehen sich gegen den Randen hinauf geführt. Dabei überquert man beispielsweise eine Weide. Plötzlich schreien Ihre Begleiter wie aus einem Munde: «Lueg, en Hagel», räumen fluchtartig, erbleichend, das Feld, um hinter einem «Hag» Schutz zu suchen. Doch ehe sie sich erkundigen können, was denn das für ein Ungeheuer sei, rennt der Stier schon gesenkten Hauptes einher. Falls aber auch Sie sich retten können, umgeht man die gefährliche Wiese, und noch bevor der Gipfel erreicht ist, wäre es möglich, daß Ihnen am Wegrand unverwahrs ein rotgesprenkelter Busch entgegenleuchtet, ein «Hage»-buttenstrauch. Verwirrt über das verschiedenartige Anwenden des Wortes «Hage», wagen Sie es erst beim abendlichen Hallauer, Ihre Freunde danach zu fragen und bekämen vielleicht folgende Antwort:

Einen «Hage»-buttenstrauch erkennt man an den mit Butten (Butzen) ausgestatteten Früchten und an den «Hagen», d. h. den Dornen. Ein «Hag» war somit ursprünglich ein Zaun aus Dornbüschchen. Aber wie kommt der Stier zu diesem Namen? Wegen der Hörner? Das wäre den Kühen gegenüber ungerecht. Also eher auf Grund der Eigenschaft, die er auch sonst mit dem Schaffhauser Wappentier teilt: Des Dorns, als Zeichen des männlichen

Woher kommt

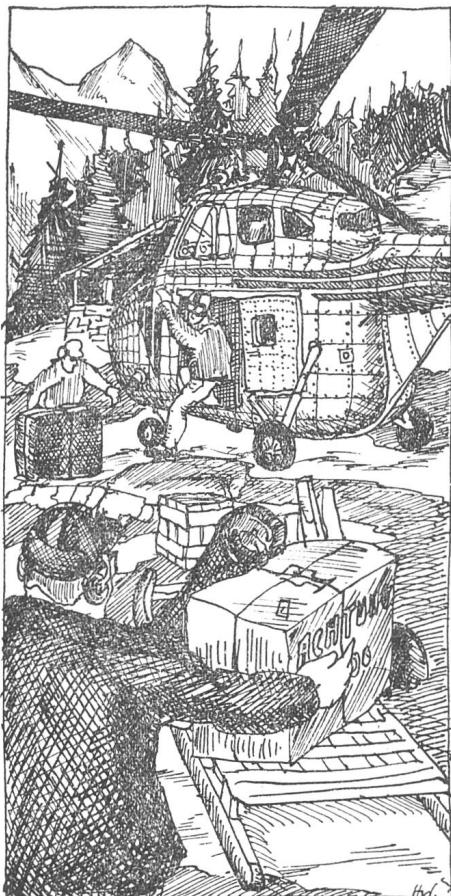
Geschlechts! Übrigens: allgemeiner bekannt ist heute noch die Bezeichnung «Hegi» oder «Hägi». Und endlich «Hage» als Hauptgipfel des Randen: Es wäre denkbar, daß er einst mit Dornengestrüpp bewachsen war. Richtiger wird sein: Der Hügelzug gleiche formal einem himmelwärts gerichteten Dorn.

Oder stimmt auch dies nicht? War er den Schaffhausern sonstwie ein «Dorn» im Auge?

Doch im Ernst: ein Nebengipfel des Randen trägt den Namen «Hengst» – und dies ist in diesem Zusammenhang bedenkenswert.

Vexierbild von heute

von Henry Wydler



Wo ist der vierte Mann, der beladen hilft?

Der Nationalstaat

Die Lösung heißt nicht «entweder oder», sondern «sowohl als auch», noch mehr Standardisierung und noch mehr Individualisierung. Es gibt immer noch viele Gebiete, auf denen eine weitergehende Normung dringend nötig wäre. Die einzelnen Teile eines Hauses zum Beispiel sollten in viel größerem Maße standardisiert und dadurch verbilligt werden. Gleichzeitig aber wäre auf andern Gebieten die Gleichschaltung zu überwinden.

Unser Land ist insofern für eine solche Gleichgewichtsentwicklung disponiert, als es technisch durchgeseucht ist. Wir haben es nicht nötig, die Maschine anzubeten, wie das in vielen Entwicklungsländern, zum Teil auch in Rußland geschieht.

Der Nationalstaat als Schutz des Eigenständigen

Die Gegenkräfte gegen die gleichschaltenden Tendenzen erwachsen in gegeneinander abgegrenzten Gemeinschaften, die weitgehend mit den Nationalstaaten identisch sind. In ihrem Bereich kann das Nichtgleichgeschaltete, das Besondere und Eigenständige Gestalt annehmen.

Es gibt immer noch die Ewiggestrigen, von denen Jacob Burckhardt 1870 in einem Brief schrieb: «Die heutigen Menschen haben allmählich in großen gesellschaftlichen Schichten schon unbewußt der Nationalität entsagt und hassen eigentlich jede Diversität. Sie opfern, wenn es sein muß, alle ihre speziellen Literaturen und Kulturen gegen durchgehende Nachzüge auf.» Diese unentwegten Rationalisten wurden aber in vielen Ländern immer mehr in die Defensive gedrängt.

Heute können wir zum Beispiel weit über Europa hinaus ein auf alten nationalen Traditionen aufbauendes Kunstgewerbe aufblühen sehen. Ein Beispiel stellen die nordischen Länder dar, die Möbel, Stoffe, Silberwaren geschaffen haben, die auf der halben Welt bewundert werden, obgleich – oder weil – sie nationales Gepräge aufweisen. Ähnliches läßt sich in Spanien, Frankreich, Italien beobachten. Sogar in Südamerika, in Peru und Mexiko werden Anstrengungen unternommen, ein Kunstgewerbe zu entwickeln, das auf der überlieferten Volkskunst beruht, aber gleichwohl modern ist und so als Ausdruck der einheimischen Kultur dienen kann.

Die Architektur war früher bevorzugter Ausdruck nationaler und regionaler Eigenart. Wenn ein Ausländer an schweizerische Bauten dachte, stellte er sich ein Chalet vor. Als die Techniker von der Architektur Besitz nahmen, ist auch diese weitgehend internationalisiert worden. Seither ist jedoch in vielen Ländern eine Architektengeneration herangewachsen, welche die Technik beherrscht und in keiner Weise ablehnt, aber durch handwerkliche Elemente ergänzt und durchaus persönlich und national baut.

Ein Satz, der in Gesprächen mit Vertretern der jungen afrikanischen Nationen immer wieder auftaucht, ist: «Wir suchen unsere Identität.» Sie suchen nach dem, was sie in ihrem Wesen und im Unterschied zu andern sind, sie suchen ihrer selbst inne zu werden, um die Besonderheit ihrer Art, Mensch zu sein, zu verwirklichen. So streben sie nach Selbstgestaltung.

C.-F. Ramuz zum Gedächtnis

Von Nelda Michel-Lauchenauer

Das wird deutlich sichtbar etwa im Beispiel der afrikanischen christlichen Kirchen, indem diese eine Musik fördern, die christlich und zugleich afrikanisch ist.

Diese Renaissance der nationalen Selbstgestaltung äußert sich nicht nur im Ästhetischen und Künstlerischen. Eine besonders wichtige Rolle spielt die Sprache.

Wieviel leichter wäre es für den neuen Staat Israel gewesen, Deutsch oder Englisch als Nationalsprache zu wählen! Das hätte auch den internationalen Verkehr erleichtert. Aber man entschloß sich zum Hebräischen, obwohl dieses sehr vielen Juden nicht mehr vertraut war und viele neue Wörter geschaffen werden mußten.

Die Sprache dient nicht nur der Verständigung, wie viele Rationalisten meinen, sie ist auch Ausdruck der Eigenart und gleichzeitig Abgrenzungsmittel. Das ist ja der Grund, warum sich das Esperanto nie durchsetzen konnte – eine Sprache, die man nicht versteht, dies auf der ganzen Welt.

Norwegen hat vor einiger Zeit anstelle der dänischen Schriftsprache, deren man sich vordem bediente, eine eigene eingeführt. Ein Amerikaner, der zu seinen Landsleuten so sprechen würde wie man in England spricht, würde lächerlich wirken, wie ein Deutschschweizer, der mit andern Deutschschweizern Hochdeutsch sprechen wollte. Je mehr die Amerikaner zur wirklichen Nation wurden, umso mehr empfanden sie das Bedürfnis nach sprachlicher Abgrenzung.

Vor allem den Amerikanern ist es auch gelungen, neue Moden und ein neues Brauchtum ins Leben zu rufen, die eine solche Suggestivkraft besitzen, daß sie in die übrige Welt ausstrahlen. Solche Ausdrucksform sind die unformelle Art, sich zu kleiden, zum Beispiel in «blue jeans», ein ausgesprochen demokratisches Kleidungsstück, und die modernen amerikanischen Tänze.

Nationale Kultur zeigt sich in den Vereinigten Staaten in tausend Sitten und Bräuchen des täglichen Lebens. So sind die Beziehungen zwischen Jünglingen und Mädchen, alles was mit dem sogenannten Dating zusammenhängt, klar geregelt, wie früher bei uns beim Kiltgang. Die Sitte bestimmt, was dem jungen Mann erlaubt ist, und sagt vor allem dem Mädchen, wie weit es gehen darf. Wer sich an diese ungeschriebenen Vorschriften nicht hält, fällt der Verachtung der Kameraden anheim.

Wie groß das Bedürfnis ist, der Welt der gleichschaltenden Technik zu entfliehen, zeigt weiter der Tourismus. Touristen suchen mit Vorliebe Länder auf, die noch eine ausgesprochene nationale Eigenart haben. Darum vor allem ist vermutlich Spanien ein so beliebtes Reiseziel.

Aber der Tourist spielt eine tragische Rolle. Er macht sozusagen einen Wettlauf mit dem eigenen Schatten. Er sucht das Andersartige und überall, wo er hinkommt, zerstört er dieses Andersartige und wirkt an der Entstehung einer internationalen Massenzivilisation mit. In Spanien herrscht der Brauch, das Nachtessen sehr spät einzunehmen, zwischen neun und elf Uhr abends. Die schweizerischen Ferienreisenden finden diese Sitte

Kaum will es uns gelingen, angesichts des termingespickten Kalenders und der pausenlosen Nachrichten-Flut, unsere eigenen Gedankenfetzen einzufangen, in einen Zusammenhang zu bringen. Es ist fruchtlos, auf die Zukunft hin zu planen, wenn wir es nicht verbinden mit einem Rückblick auf das Getane.

Zu solcher Besinnungspause kann uns das Gedenken an einen Dichter wie Charles-Ferdinand Ramuz Anlaß sein, der vor zwanzig Jahren (am 23. Mai 1947) gestorben ist und dessen Werk in den Wirren des Zeitgeschehens vielfach übergegangen wurde.

Er hat es sich und uns – gerade infolge seiner Wahrhaftigkeit und eines unbeirrbaren Schaffenszwanges – nicht immer leicht gemacht. Doch dürften wir heute, nach zwei Jahrzehnten, die Sicht gewonnen haben, um dem Menschen und seinem Werk gerecht zu werden.

Ramuz' wahre Bedeutung läßt sich erst erfassen aufgrund einer persönlichen Begegnung mit seiner umfassenden Dichtung, aus der ich die Romane «Das große Grauen in den Bergen», «Farinet», «Derborence» und «Der Savoyarde» (alle in deutscher Übersetzung erschienen) herausgreife, um außerdem auf «Raison d'être», «Besoin de grandeur», «Taille de l'homme» und «Questions» hinzuweisen.

Ramuz stand, wie die meisten unserer Dichter, in einem zwiespältigen Verhältnis zur Schweiz. Seine Waadt, das Rhone-Gebiet und die Menschheit waren die Orte, zu denen er sich bekannte.

Und doch: Empfinden wir den folgenden Text nicht als geprägt durch sein Leben in seinem, unserem Land? Er ist dem «Familienbuch» des Kantons Waadt entnommen. Ich habe ihn übersetzt. Da erfuhr ich vom Schweizer Spiegel, daß er bereits in einer Übersetzung von H. Kaeslin in der Ausgabe des Familienbüchleins steht, die mehrere deutschschweizerische Kantone bei der Trauung abgeben. Dennoch seien hier einige Stellen herausgegriffen, wobei die beiden Übersetzungen kombiniert sind:

Komm, Frau, und setz dich zu mir auf die Bank vor dem Haus... Bald sind es vierzig Jahre, daß wir zusammen sind.

Jetzt, da es Abend wird, ein guter Abend, der zugleich der Abend unseres Lebens ist, ... sind wir wiederum bloß zu zweit, so wie damals, als wir angefangen haben.

Weiβt du noch, Frau, wie wir damals angefangen haben? Man hatte nichts; alles war erst zu tun. Und man hat sich hineingekniet. Aber das ist nicht einfach. Dazu braucht es Mut und Ausdauer.

Dazu braucht es Liebe, die Liebe aber ist nicht, was man anfangs meint.

Es ist nicht damit getan, daß man Küsse austauscht, daß man sich zärtliche Worte ins Ohr flüstert, daß man sich eng aneinanderschmiegt; das Leben währt viele Tage, der Hochzeitstag nur einen einzigen. Erst danach – erinnerst du dich? – erst danach hat das Leben eigentlich begonnen.

Man muß werken, schon ist es verwirkt; man muß von neuem werken, und schon ist es wiederum verwirkt. Und kommen erst die Kinder, so muß man sie ernähren, kleiden, großziehen; das nimmt kein Ende.

Zu Zeiten ist man der Verzweiflung nahe, die Jahre gehen dahin und man kommt nicht vom Fleck; ja, oft will es scheinen, als krebse man rückwärts – gelt Frau, du erinnerst dich?

All der Kummer und all die Mühsal, aber du warst ja da. Wir sind einander treu geblieben, ich hatte Halt an dir und du an mir.

Daß wir zusammen waren, das machte unser Glück: zusammen haben wir uns an die große Aufgabe gemacht, zusammen haben wir durchgehalten, zusammen standgehalten.

In der Liebe hilft man sich gegenseitig, in der Liebe versteht man einander.

Und mit der Zeit merkt man, daß sich alles gibt... Man hat das Haus gut untermauert. Wenn einmal sämtliche Häuser fest begründet sind, dann hat das ganze Land ein gutes Fundament...»

interessant, aber in der Regel nur in den ersten Tagen. Nachher schafft sich die alte Gewohnheit, um sieben Uhr zu essen, Durchbruch. Die Touristen bekommen um diese Zeit dermaßen Hunger, daß sie einfach nicht mehr warten können. Und nun fragen sie den Hotelier, ob es nicht möglich wäre, früher zu essen. Die Spanier sind ein stolzes Volk, aber Hoteliers passen sich den Wünschen der Gäste an.

Die Erhaltung der Eigenart entspricht nicht nur dem Bedürfnis des heutigen Menschen, sie liegt im Interesse aller Völker. Sie ist nicht Ausdruck eines nationalen Egoismus, sondern im Gegenteil, Pflicht der Völkergemeinschaft gegenüber.

Je mehr die Deutschen Deutsche, die Franzosen Franzosen, die Italiener Italiener bleiben, umso besser ist Europa gedient. Das große Verbrechen Mussolinis lag gerade darin, daß er das, was den Zauber und die Größe Italiens ausmacht, auszurotten versuchte, so wie Hitler die Untat beging, das wahre Deutschland zu zerstören.

Kann sich der Kleinstaat behaupten?

Der Kampf um die Erhaltung der schweizerischen Eigenart hat zur Voraussetzung, daß man die Schweizerische Eidgenossenschaft erhalten will. Es gibt aber auch Leute, die der Ansicht sind, man könne sie nicht erhalten. Sie glauben, der Kleinstaat habe grundsätzlich keine Daseinsmöglichkeit mehr, aber auch mittelgroße Staaten wie Deutschland, Frankreich, Italien seien überlebt, heute müsse man in Kontinenten denken.

Zu dieser Gruppe gehören neben den bereits erwähnten Nur-Technikern viele einseitig wirtschaftlich Orientierte. Geschäftsleute – insofern sie nur Geschäftsleute sind – können sich auf der ganzen Welt ohne Schwierigkeiten verständigen. Der japanische Geschäftsmann in Tokio und der Schweizer Geschäftsmann in Zürich haben grundsätzlich die gleichen Probleme.

Für den Leiter einer großen Firma, deren Erzeugnisse in der ganzen Welt Absatz finden, bedeuten Zollschränken, Währungsunterschiede, verschiedene Sprachen, Unterschiede des Geschmacks usw. nichts anderes als Hindernisse. Sie ziehen deshalb Großräume vor und vertreten nicht selten die Ansicht, kleinere und mittlere Staaten seien dem internationalen Konkurrenzkampf nicht mehr gewachsen.

Es ist aber durchaus nicht so, daß die Kleinheit immer einen wirtschaftlichen Nachteil bildet. Und wenn die Vereinigten Staaten heute das reichste Land der Welt sind, dann nicht vor allem wegen ihres riesigen Wirtschaftsraums, sondern weil die Amerikaner ganz bestimmte, einzigartige geschäftliche Fähigkeiten besitzen.

Der Großbetrieb ist zwar den Kleinbetrieben in vielen Beziehungen überlegen, trotzdem zeigt die Erfahrung, auch in Amerika, daß Klein- und Mittelbetriebe, wenn sie ihre Chance richtig wahrnehmen, sich im Daseinskampf ebensogut behaupten können wie Mammutunternehmen. Ebenso hat der große Wirtschaftsraum große Vorteile, aber auch große Nachteile. Die kleine Wirtschaftseinheit ist beweglicher, anpassungsfähiger, viele Fragen lassen sich besser lösen. Auf jeden Fall sind in Europa die



meisten Kleinstaaten reicher und weisen einen höheren Lebensstandard auf als die größeren Staaten.

Trotzdem ist kaum zu leugnen, daß ein Abbau der Zölle und Handels schranken dazu beitragen würde, die meisten Beteiligten reicher zu machen. Aber es gibt eben Werte «jenseits von Angebot und Nachfrage», die den Vorrang besitzen.

Der politische Großraum

Indem Technik und Wirtschaft zur Großerüümigkeit drängen, kommen sie der politischen Idee einer großerüümigen europäischen Integration entgegen. Deren Befürworter sind in einen extremen und in einen gemäßigten Flügel aufgespalten. Jener strebt einen mehr oder weniger zentralistischen Gesamtstaat an, der an die Stelle der geschichtlich gewordenen Nationen trate, dieser denkt an eine eher lockere Verbindung. Zwischen diesen beiden Zielsetzungen kommen mannigfache Varianten vor.

Ich halte die Pläne zur Schaffung eines europäischen Superstaates im heutigen Zeitpunkt für illusorisch. Staaten sind keine rationalen Schöpfungen, die gegründet werden können wie eine Aktiengesellschaft. Die Staatengründung ist ein geheimnisvoller Vorgang.

Der Vergleich mit der Gründung der Eidgenossenschaft oder der Vereinigten Staaten von Amerika geht nicht an. Europa ist keine Einheit, verbunden durch gemeinsame Ideale und gemeinsames Lebensgefühl. Es läge deshalb in der Natur des europäischen Überstaates, daß er ein rational zu konstruierendes Gebilde wäre. Seine Angehörigen würden sich mit ihm nicht identifizieren können und wären darum weder fähig noch bereit, für seinen Bestand die nötigen Opfer zu bringen.

Damit ein echter Staat entsteht, muß die politische Verschmelzung der wirtschaftlichen vorausgehen. «Ein Zollverein ist kein Vaterland», hat Ernest Renan schon 1887 festgestellt und fährt dann fort: «Eine Nation ist eine Seele, ein geistiges Prinzip. Zwei Dinge, die in Wahrheit nur eines ausmachen, bilden diese Seele, dieses geistige Prinzip: das eine liegt in der Vergangenheit, das andere in der Gegenwart. Das eine ist der gemeinsame Besitz eines reichen Vermächtnisses an Erinnerungen, das andere ist das gegenwärtige Einverständnis, das Verlangen, zusammen zu leben, der Wille, weiterhin die Erbschaft geltend zu machen, die einem ungeteilt überkommen ist.»

Unsere geistige Heimat ist größer als Europa

Ein europäisches Nationalgefühl, das die Schaffung eines europäischen Staates erst ermöglichen würde, wird meiner Ansicht nach in einer näheren Zukunft nicht entstehen, weil die in Europa lebenden Menschen nicht nur der geographischen Einheit Europas zugehören, sondern zugleich der weit umfassenderen geistig-kulturellen Einheit des Abendlandes. Zu dieser gehört auf jeden Fall auch die angelsächsische Welt.

Wir Schweizer zum Beispiel verhalten uns gegen die europäischen In-

In der Rubrik «Was mich beschäftigt» werfen junge Menschen Probleme auf, die ihnen persönlich auf der Seele brennen. Dagegen sollen unter dem Titel «Wie ich es sehe» gelegentlich Meinungen zu einer Sachfrage zum Ausdruck kommen, in denen das Suchen der jungen Generation nach einem Standort jenseits heutiger Kampfpositionen sichtbar wird. Red.

Gegenständlich und ungegenständlich

Vielleicht interessieren Sie sich gar nicht für die schülerhaften Betrachtungen über bildende Kunst, die ich da zum besten gebe. Aber es drängt mich einfach dazu, nachdem ich (in der Februar-Nummer des Schweizer Spiegel) die Zuschrift einer Malerin gelesen habe, worin sie sich beklagt, von gewissen Kollegen und sonstigen Bekannten nicht als vollwertig angesehen zu werden – nur weil sie «nach Natur» male, statt ungegenständlich. (Ich will nicht den Ausdruck «abstrakt» verwenden, denn ist nicht jede Kunst eine Abstraktion der Wirklichkeit?)

Ihrerseits wirft die Malerin E. D. «modernen» Malern vor, angefaulte Säcke (oder ähnliches) für ihre «Kompositionen» zu verwenden, «Bilder» rot in rot oder schwarz in schwarz zu grundieren. Ich weiß nicht, ob sie die ungegenständliche Kunst ganz allgemein ablehnt. Ob sie alle heutigen Künstler, die ungegenständlich malen, zu jenen «Experimentalisten» zählt, die sie da schildert. Wahrscheinlich meint sie es nicht so, aber diese Betrachtungsweise ist jedenfalls häufig anzutreffen, und damit möchte ich mich auseinandersetzen. Sie läßt sich so wenig rechtfertigen wie die Geringsschätzung der gegenständlichen Kunst.

Die Künstler «mit dem Sacktuch» sind mit den heute vorhandenen Ausdrucksmitteln nicht zufrieden. Sie suchen also nach neuen Mitteln, mit denen sie ihre neuen Gedanken und Empfindungen ausdrücken können, nach zeitgemäßen Mitteln. Natürlich

Ungegenständlich

kann man sich verirren, wenn man sucht (besonders, wenn man zu weit sucht). Natürlich gibt es etliche unter ihnen, die nicht aus innerem Bedürfnis zu solch ungewohnten Darstellungsmitteln wie Sacktüchern greifen, sondern um sensationell zu wirken. Darf man deswegen die aufrichtigen Bemühungen vieler verdammen? Und erst recht nicht darf man meinen, jeder, der ungegenständlich malt, gehöre zu jenen Experimentalisten.

Die Ungegenständlichkeit ist keine «Erfindung» der Moderne: Wie oft haben etwa Künstler des romanischen Mittelalters eine sehr «abstrakte» Formensprache angewandt – wie überhaupt die «archaische, primitive» Kunst bei allen Völkern in ihrer Darstellungsweise nicht auf «Naturnähe» abzielt.

Zu einem Gegenstand haben wir meist eine gefühlsmäßige Beziehung – besonders zu einem lebendigen «Gegenstand». Wenn es uns nun nicht um den Gegenstand selber, sondern nur um seine malerische Qualität geht (zum Beispiel Farbenzusammenklang: Wirkung von Farbquantität, Farbqualität, Farbkontrast), so lassen wir ihn mit Vorteil weg – wir können dann das, was uns interessiert, unbehindert, unvoreingenommen behandeln.

Hat ein Künstler so eine Ausdrucksfähigkeit erprobt, so möchte er sie anwenden in einem Kunstwerk. Er möchte mit optischen, sinnlichen Mitteln etwas Unsinnliches, Unmaterielles zum Ausdruck bringen. Er setzt die Mittel in den Dienst des Inhalts. Vielleicht greift er nun auf den Gegenstand zurück, versucht, ihn zu besetzen. Vielleicht hat er aber den Gegenstand (als sichtbaren Träger des Unsichtbaren) gar nicht nötig, vielleicht braucht er diese Anlehnung der inneren Welt an die äußere gar nicht: Farbe und Form allein (losgelöst vom Gegenstand, von der «Natur») genügen ihm. So daß am Ende gegenständliche und ungegenständliche Kunst genau denselben Wert haben. *M. B. in B.*

P. S. Die Titelblätter des Schweizer Spiegel gefallen mir außerordentlich!

Der Nationalstaat

tegrationsbestrebungen nicht zuletzt darum reserviert, weil wir uns nicht in einen Gegensatz zu bedeutenden Teilen des außereuropäischen Kulturkreises, insbesondere nicht zu Amerika, hineintreiben lassen wollen. Die Schweiz hat mit den übrigen Europäern *und* mit dem außereuropäischen Abendland ein gemeinsames Erbe zu verteidigen.

Es ist wahr, mit vielen Vertretern europäischer Nationen finden wir oft leicht eine Beziehung, die auf einer in vielen Punkten gemeinsamen Lebensanschauung beruht. Aber gleiches gilt auch von Amerikanern, Kanadiern, Australiern, Neuseeländern. Ein Mann von Boston, wenn er nicht gerade zu dem etwas snobistischen, exklusiven, aber zahlenmäßig kleinen Set von Beaconhill gehört, denkt zum Beispiel über die Demokratie ähnlicher wie wir Schweizer als etwa ein Italiener oder ein Deutscher.

Noch deutlicher wird diese Ähnlichkeit im Mittelwesten. «Einen Schweizer, der sich im mittleren Westen der Vereinigten Staaten umsieht, umfängt ein merkwürdiges Heimatgefühl. Er fühlt sich bei Leuten ähnlicher Art, bei Bauern, bei Kleinbürgern, die ihm, auch wenn alles sehr großräumig ist, irgendwie vertraut vorkommen. Er reist in einer Verlängerung Europas und ist dankbar, daß Nordamerika nicht von Alaska oder Japan her erobert wurde» (Eric Mettler in der NZZ).

Ein Zürcher wird sich in Amerika ebenso leicht assimilieren wie in Berlin oder Rom und wahrscheinlich leichter als in Griechenland oder Korsika.

Man kann mit Recht von einer abendländischen Kultur reden, die sich von der asiatischen unterscheidet, dagegen scheint es mir falsch, eine angeblich existierende europäische Kultur der amerikanischen entgegenzustellen.

Die große Illusion

Man wird etwa darauf hingewiesen, daß ein selbständiger Zusammenschluß aller europäischen Nationen zu einem Superstaat auf jeden Fall unter dem Gesichtspunkt der militärischen Verteidigung vorteilhaft wäre. Gewiß, wenn es beim Militär nur um das Organisatorische ginge, hätte ein Superstaat große Vorteile. Aber es bestände die Gefahr, daß dadurch das Wichtigste zerstört würde – die Einsatzbereitschaft.

Die Kraft des europäischen Menschen, sein geistiges Erbe und seine Eigenständigkeit zu verteidigen, liegt nach wie vor in seiner Nation. Die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer sind durchaus fähig, zur Verteidigung Europas die größten Opfer zu bringen, aber nur, wenn dieses Europa ihnen gleichzeitig ihre Existenz als Franzosen, Deutsche, Schweizer garantiert. Der seinerzeitige heldenhafte Abwehrkampf der Finnen gegen das übermächtige Rußland grenzt fast ans Wunderbare. Die Kraft zu diesem Heldenkampf schöpften die Finnen – wie nun auch die Israeli in ihrem Kampf gegen die zahlenmäßig übermächtigen Araber – aus ihrem Nationalbewußtsein. Als Angehörige eines Superstaates wären sie kaum zu solchen Leistungen fähig gewesen.

Zudem wäre ein gleichgeschaltetes Europa viel mehr der Vermassung und infolgedessen auch innenpolitisch viel mehr der Gefahr des Kommu-

nismus ausgeliefert. Die Stärke Europas liegt in seiner Mannigfaltigkeit. Müßte der Zusammenschluß mit dem Preis einer Entnationalisierung bezahlt werden, so würde gerade das, was die Kraft Europas ausmacht, im Kern zerstört.

Im Herzen von uns allen liegt die Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach einer Form menschlichen Zusammenlebens, da der Mensch nicht mehr des Menschen Feind ist. Nach den Erfahrungen der beiden furchtbaren Weltkriege kann man das besonders lebhafte Bedürfnis des heutigen Menschen nach Verbrüderung gut verstehen. Es ist begreiflich, daß die Idee des europäischen Superstaates bei vielen geistigen Menschen und gerade bei der Jugend einen tiefen Widerhall findet.

Selbstverständlich läge darin ein großer Fortschritt, wenn sich die Nationen Europas nicht mehr in blutigen Kriegen gegenseitig schwächten. Aber es ist ein Irrtum zu glauben, Grenzen dienten dem Streit und ihre Aufhebung schaffe Gemeinschaft. Die Frage, ob es richtig ist, einen Zaun niederzureißen oder ob im Gegenteil eine Trennwand aufgebaut werden soll, kann nur von Fall zu Fall beurteilt werden. Wo gibt es weniger Streit, wo Nachbarn in eigenen Häusern oder wo sie in Mietkasernen wohnen? Wo gibt es weniger Differenzen, wo jedes Familienglied sein eigenes Zimmer hat oder wo die ganze Familie in einem einzigen Raum zusammen leben muß?

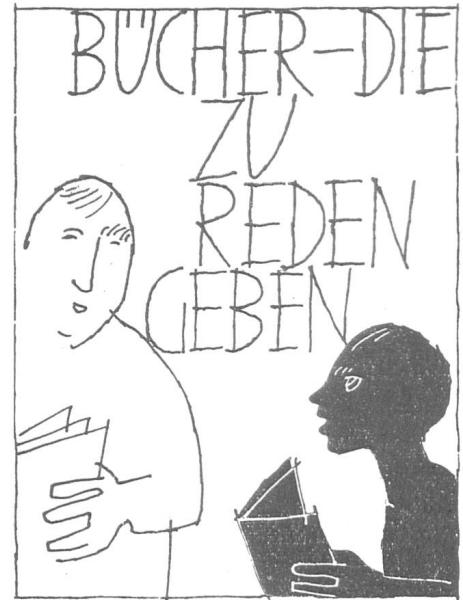
Es ist nicht wahr, daß die Menschen Streit und deshalb Krieg bekommen, weil sie sich nicht kennen, sonst gäbe es ja keine Bürgerkriege und keinen Streit unter Verwandten. «Alle Menschen sind Brüder, deshalb gibt es so viel Streit auf der Welt», sagt ein chinesisches Sprichwort.

Eine unorganische, forcierte Einigung Europas würde voraussichtlich dem Frieden gar nicht dienen. An die Stelle von Kriegen zwischen den Nationen würden lediglich Bürgerkriege treten. Diese Gefahr könnte nur verringert werden durch eine starke Polizeimacht unter einer rücksichtslosen Zentralregierung – auf Kosten der Freiheit.

Der Mensch braucht ein Vaterland

Sicher wird nicht einfach die nationalstaatliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts eine Wiederholung erfahren. Uneingeschränkte Souveränität im Sinne des damals führenden politischen Ideals ist heute nicht mehr möglich. Die Nationen müssen ihre internationale Stellung neu überdenken und der veränderten Umwelt Rechnung tragen. Die richtige Lösung wird darin bestehen, in vielen Beziehungen noch mehr international zusammenzuarbeiten, noch mehr das nationale Schneckenhaus zu verlassen, in andern Beziehungen aber als Gegengewicht das Nationale noch mehr zu betonen.

Es geht darum, einen Zusammenschluß zu erreichen, ohne die gewachsene historischen Nationen zu zersetzen. Das ist ein sehr heikle, aber nicht unlösbare Aufgabe. Sie wird dadurch erschwert, daß es vielen Anhängern der europäischen Integration, auch wenn sie durchaus nicht einen zentra-



Karl Schmid: Zeitspuren. Reden und Aufsätze. Artemis, Zürich. 280 S.

 Karl Schmid, der am 31. März sechzig Jahre alt geworden ist, gehört zu jenen Geisteswissenschaftlern, die sich ernsthaft mit den politischen und militärischen Fragen unseres Staates auseinandersetzen. In Schriften und mit dem gesprochenen Wort vertritt er das, was ihm in unserer Zeit und in unserem Bereich verantwortbar erscheint. So sind auch im neuesten Band seiner Zeugnisse dieser Art, den Heinrich Burkhardt und Adolf M. Vogt herausgegeben haben, Standortbestimmungen des Literaturwissenschaftlers, des Staatsbürgers und des Offiziers enthalten, deren Ernst und deren Einsicht in das Gebot der Stunde beeindrucken. Karl Schmid ist ein Zeitgenosse, dessen abwägendes Urteil ich nicht missen möchte.

Erich Weinberger

Robert Mächler: Das Leben Robert Walsers. Kossodo, Genf/Hamburg. 292 Seiten.

 Is erfreuliche Beigabe zur Edition von Robert Walsers Werk ist Mächlers Biographie dieses heute erst richtig entdeckten Schweizer Dichters zu werten. Klug und taktvoll hat der Verfasser die Vorarbeiten Carl Seeligs zu diesem Unternehmen aufgegriffen und zu einem glücklichen Ende geführt. Dabei kommt an manchen Stellen des Buches der Dichter selber zu Wort. Bei diesem dokumentarischen Vorgehen – manche Stellen sind Werken mit autobiographischem Einschlag entnommen – tritt Walsers

Bücher

eigentümlich verspielte, dann wieder recht kritisch-selbstbezogene Haltung zur Umwelt deutlich hervor. Weil Robert Mächler so genau und dennoch so zurückhaltend zu berichten versteht, hat mich dieses Lebensbild Walsers besonders angesprochen.

Egon Wilhelm

Walter Schmithals: Die Theologie Rudolf Bultmanns. J. C. B. Mohr, Tübingen. 335 S.

Die Theologie Rudolf Bultmanns ist durch zahlreiche Denkvorstöße – etwa durch die Entmythologisierung, die Aufnahme der existentialistischen Philosophie Martin Heideggers, die völlige Neuinterpretation der «Lehre von den letzten Dingen» – berühmt und umstritten. Da der Neutestamentler Bultmann seine Gedanken in vielen verstreuten, größtenteils nur dem Fachtheologen zugänglichen Aufsätzen niedergelegt hat, ist es verdienstlich, daß sein Schüler Schmithals es unternimmt, Bultmanns Theologie im Zusammenhang und allgemeinverständlich darzustellen. Das Buch – eine Vorlesung für Hörer aller Fakultäten an der Universität Marburg – referiert ausgezeichnet und läßt Bultmann in vielen Zitaten selbst zu Wort kommen. Beim Referat bleibt es dann allerdings; eine eigene kritische Stellungnahme des Verfassers sucht der Leser vergeblich. Das Buch ist also wirklich nur eine Einführung in Bultmanns Denken, und es ist die Beschäftigung mit Bultmann, nicht mit Schmithals, die sich lohnt.

Ulrich Luz

Hermann Böschenstein: Bundesrat Edmund Schulthess. Krieg und Krisen. Paul Haupt, Bern. 219 S., 8 Tafeln.

Böschenstein hat der Nachlaß von Edmund Schulthess zur Verfügung gestanden, bevor die Papiere in die Sperrbestände des Bundesarchivs eingereiht wurden. Er hat die Gunst der Umstände mit Bedacht und der unerbittlichen Gewissenhaftigkeit des Historikers genutzt.

Der Nationalstaat

listischen Superstaat herbeiwünschen, sondern an einen lockern Staatenbund oder sogar einen Zweckverband ohne staatlichen Charakter denken, an Verständnis und Ehrfurcht für die historisch gewachsenen Nationen fehlt. Zu ihnen gehören viele der europäischen Planer. Sie bagatellisieren die Werte der bisherigen Nationen, nicht weil sie eine europäische Nation schaffen wollen, sondern weil sie ganz unpolitisch sind. Sie vertreten die Ansicht, es sei nicht nötig, einen neuen europäischen Staat zu schaffen, es genüge ein europäischer Verwaltungsapparat.

Je größer der uns zugängliche Lebensraum wird, desto heimatloser werden wir, desto stärker wird unser Bedürfnis nach Geborgenheit. Ich muß gestehen, daß ich trotz allem Gerede von der Überlebtheit der Nationalstaaten noch nicht viele Menschen gesehen habe, die glücklich waren, ohne in einem Nationalstaat verwurzelt zu sein. Bei den internationalen Organisationen und auch bei gewissen Weltfirmen gibt es leitende Angestellte, die tatsächlich in der ganzen Welt zu Hause sind – in der ganzen Welt und deshalb nirgends. Es sind oft liebenswürdige, intelligente, gewandte Menschen, und doch wirken sie langweilig. Es fehlt ihnen etwas: sie sind wie Wesen ohne Schatten.

Wenn er nicht verloren gehen will in der Abstraktheit einer gestaltlosen internationalen Masse, braucht der Mensch auch heute ein Vaterland.

(Ende)

Eine früher publizierte Vorstudie hat denn auch nicht überall eitles Wohlgefallen ausgelöst. Auch das nun vorliegende Buch wird kaum allseits Beifall finden – zu Unrecht. Es ist zugleich weniger und viel mehr als eine Biographie herkömmlicher Art. Weniger, weil vor der Würdigung des Politikers und Staatsmannes die Ergründung des Menschen zurücktreten muß. Mehr, weil die ganze Geschichte unseres Staates zwischen Weltkrieg und großer Krise in seiner Magistratszeit einen wesentlichen Mittelpunkt hat. Erst mit Schulthess hat ja die umfassende Wirtschafts- und Sozialpolitik des Bundes ihren Anfang genommen. Hoffentlich ergeht es nur nicht jedem Leser wie mir: daß er über das reiche Maß an Einsichten hinaus auch den wenig erhebenden Eindruck gewinnt, unser öffentliches Leben habe in diesem Jahrhundert immer mehr den Willen und die Fähigkeit eingebüßt, eigenwillige Persönlichkeiten zu ertragen.

Hans Messmer

Vier Photos

Wir zeigen auch in diesem Heft wie immer die gleiche Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Diese Photos sind von

Hans Ulrich Schlumpf

Andreas Wolfensberger

Andreas Wolfensberger

Gerhard Howald